

# SO WOHNEN DIE IM FILM

Fotos: designagenten



## Lichter der Vorstadt, 2006

Regie: Aki Kaurismäki

Text: Martina Jung

### Wo die Schwermut wohnt

Ein Paar sitzt auf dem Sofa, der Tisch ist sorgfältig gedeckt, rührend altmodisch wie bei einer alten Dame, mit bestickter Tischdecke und Likör (hier vermutlich eher Wodka), einer Schale mit Gebäck und sogar einer Vase (d.h. einer zur Vase umfunktionierten leeren Flasche) mit Blumen. Doch bei näherem Hinsehen wirkt das Interieur beklemmend und klaustrophobisch mit seinem Polstersofa in trübem Blau und seinen gestrichenen Ziegelwänden mit dem roten Wandbehang. Die Farben sind ohne Leuchtkraft, stattdessen stumpf und bedrückend. Elektrisches Licht erhellt die Szene, Tageslicht dringt nur spärlich hinein, denn bei der Wohnung handelt es sich euphemistisch ausgedrückt um eine Souterrainwohnung, genau genommen um einen zur Wohnung ausgebauten Kellerraum. In einer Szene sind die durchlaufenden Installationsrohre deutlich zu erkennen. Licht Luft Sonne – Fremdwörter in dieser Innenraumwelt, die der Finne Kaurismäki ausmalt. Ein trauriges Paar. Die Protagonisten scheinen in der gezeigten Einstellung mit ihrer Umgebung zu verschmelzen. Bluse und strenge Jacke der weiblichen Darstellerin wiederholen die Farben der Ausstattung und unterstreichen das Gefühl der Aussichtslosigkeit, das die Szenerie vermittelt. Diese Wohnung ist eine Höhle, aus der es kein Entrinnen gibt, so wie es für den männlichen „Helden“ des Films keinen Ausweg aus der sozialen Abwärtsspirale gibt, in die er durch Verrat hineingerät. Die Wohnung hält ihre Insassen gefangen in Fremdheit und herzerreißender Tristesse.

Die roten Nelken auf dem Tisch erscheinen als matte Reverenz an ein Tête-à-tête, das die Situation wohl sein will, als matte Reverenz auch an das traute Heim, das Glück allein verheißt. Zukunftsforscher sagen voraus, dass der Trend zum Singlewohnen deutlich zunehmen wird. Aki Kaurismäki entwirft ein Szenario von Einsamkeit, sozialer Desintegration und Kälte, das einen frösteln lässt.

Wo, bitte, geht es hier zur Tür?



## Blade Runner, 1982

Regie: Ridley Scott

Text: Martina Scheitenberger

### Erinnerung an die Zukunft der Küche

Der Kopfgeldjäger Blade Runner Deckard bereitet der Replikantin Rachael in der Küche einen Drink. Wie in dem apokalyptischen Endzeit-Film mit seiner finsternen Stadtlandschaft zu erwarten, ist die Küche eng, ohne Tageslicht, wirkt angesichts der Spuren auf den Oberflächen der Schränke abgenutzt, irgendwie anders als bei uns real existierenden Wesen im Jahr 2009. Schließlich spielt der Film im Jahr 2019, also in der Zukunft, und verheißt nichts Gutes, mag man dem Film Glauben schenken! Von Licht, Luft, Sonne und Hygiene keine Spur. Diese Art von Bilderbuchküchen aus Innenarchitekturzeitschriften, mit überdimensionierten Glasfronten, Inselküchen mit glänzenden Edelstahloberflächen sind eher in neueren zukunftsvisionären Filmen zu finden, so etwa in „Die Insel“ mit Scarlett Johansson (Regie: Michael Bay).

Wie Blade Runner Deckard sich so über die Spüle neigt, erscheint doch der Griff zum Wasserhahn auch sehr vertraut. Beim Standbild wird offenbar, was bei laufenden Bildern nicht fassbar ist und eher unterbewusst gespeichert wird. In der Küche stehen nämlich die uns so vertrauten Dinge wie Toaster, Kaffeemaschine, Abtropfsieb und Safter auf der Küchenplatte. Selbst ein kleiner spießig anmutender Blumentopf mit einem nicht zu entzifferndem Kraut ist auf einem Oberschrank zu entdecken. Der Safter ist übrigens ziemlich praktisch, - ich habe ihn auch, genau das gleiche Modell.

Die Küchenblenden sind aus reliefartigen Platten, die stark an antike Muster erinnern, also auch auf den zweiten Blick nicht futuristisch anmuten. Alles ist also nicht neu, nur die Kombination der Details ist es und macht die Interieurs so interessant und spannend. Der Blick in die Wohnung von Sebastian, der in einer klassizistisch anmutenden Wohnung quasi wie in einem Museum kleine selbst konstruierte künstliche Gnome sammelt, erhärtet den Verdacht, dass hier Stile zitiert und keine neuen erfunden werden. War nicht in den 1980er Jahren gerade die Postmoderne ganz en vogue, neue Kombinationen von historischen Stilelementen, ein wilder Mix aus Säulen, geometrischen Formen? Aber die Kücheninszenierung nur als Zeitdokument zu sehen, die Stilmoden der 1980er Jahre aufnimmt, ist doch zu kurz gegriffen. Also anders: Man könnte auch sagen, hier geht's um Versatzstücke, aus lauter Dingen, mit denen wir etwas verbinden, an die wir uns erinnern. Und da steckt vermutlich mehr dahinter. Indem der Film in die Welt der Zukunft führt und uns gleichzeitig erinnern lässt, hält er uns den Spiegel vor: Menschen sind von Maschinen und Maschinen von Menschen kaum noch zu unterscheiden. Ein sich selbst vergewissern, die Erinnerung und die Sehnsucht sind die Merkmale, die uns noch von den künstlichen Wesen unterscheiden, oder nicht? Es ist eine Frage der Zeit, bis die Grenzen vollends aufgelöst sind. Das klingt nach moralischem Zeigefinger und ist wahrscheinlich auch so gemeint.

Und was tragen der Toaster, die Kaffeemaschine und der Safter zu allem bei? Es wird alles anders und doch bleibt es wie es ist, wenn man genauer hinsieht. In die Zukunft schauen, heißt erinnern?



## Help, 1965

Regie: Richard Lester

Text: Martina Grünwald

Eine typische Vorortidylle. Alles ist in bester Ordnung. Die Häuser sind gepflegt, die Vorgärten gehegt. Und da kommen auch schon die Nachbarn. Vier junge Herren in gebügelten Anzügen, geputzten Schuhen und mit ordentlichen Haarschnitten. Offensichtlich ist man sich sympathisch und grüßt freundlich in die Runde.

Dann verschwinden die vier in ihren jeweiligen Häusern. Vier Treppen, vier Türen, vier Schlösser – auf und wieder zu. Schon sind sie verschwunden in – man staune – eine große gemeinsame Wohnung, die sich hinter den Mauern verborgen hatte.

Was sich hinter der Backsteinfassade abspielt – nicht nur die Hausmusik aus der Hammondorgel begleitet von Flötentönen des Gärtners – macht Lust. Lust auf Austausch, auf Auseinandersetzung, auf Verwirklichung gemeinsamer Ideen, aber auch Lust nach Andersartigkeit. Kurz: Die Bilder machen Lust auf gemeinsames Leben und Wohnen.

Hier verschmelzen nicht nur die einzelnen Vorlieben und Lebensstile, sondern auch das Drinnen und das Draußen. Hier wächst der Rasen unter Jacobsens Egg-Chair, da bieten Wandautomaten kalte Getränke und Snacks, selbst die frischen Orangen kommen wie fliegende Tennisbälle aus einem Automaten-spender. Das im Boden versenkte Bett vermittelt Geborgenheit und Individualität. Keine Küche, kein Schlafraum, kein Flur.

Draußen bleibt alles gleich. Innen wird gelebt und ausgelebt. Was vor Jahren als Wohnform nur für jüngere Leute vorstellbar war, hat längst die Generationengrenzen übersprungen.

Es lebe die WG – heute wie morgen.



## Das fünfte Element, 1972

Regie: Luc Besson

Text: Axel Born

### Wie komme ich von unten nach oben?

Ich habe eine Verabredung im Fly through von Mac Donalds, Lancaster Avenue Ecke Garibaldi Graben auf der 26. Ebene – in 3 Minuten. Da ich gerade auf der Lancaster fahre, sollte dies kein Problem sein. Wie komme ich nur so schnell die 22 Ebenen nach oben?

Was ist der Sechste Sinn? Wie komme ich in einem Sardinenschwarm von unten nach oben? Gibt es in der Zukunft eine Art kollektives Gedächtnis? Soetwas wie ein ‚SINS‘ Superintelligent Navigation System, in das sich alle Verkehrsteilnehmer vor dem Start Einloggen müssen. Die Einstellung ‚manuel‘ wird es im Auto der Zukunft nicht mehr geben.

Und nur ein paar Abenteurer wie Bruce Willis in dem Film ‚tss‘ wagen es noch, sich auf ihr eigenes Fahrkönnen zu verlassen, um horizontal und vertikal quer durch die Reihen zu brechen.



## 007 - Der Spion, der mich liebte, 1977

Regie: Lewis Gilbert

Text: Carsten Ens

### Verrückt, aber absolut cool!

Ja, wo sind sie denn, die ganzen Unterwasserstädte, die uns seit Jahrzehnten in Aussicht gestellt werden? Es war doch eigentlich alles sonnenklar: Spätestens seit den 1950er Jahren waren Zukunftsforscher stets zu dem Schluss gekommen, die Menschen würden sehr, sehr bald auf dem Meeresgrund und natürlich auch auf Mond und Mars wohnen. Vielleicht haben sie einfach zu viel Jules Verne gelesen oder die tollen Filme gesehen über Kapitän Nemo, der mit seinem atemberaubenden Unterseeboot Nautilus „20.000 Meilen unter dem Meer“ gefahren ist.

Einer hat sich den Traum von Wohnen im Wasser in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre erfüllt. Er ist zwar ein Schurke und sicherlich ein Verrückter. Und vor unseren Augen ist er schon Dutzende Filmtode gestorben. Aber rein wohnungsmäßig gesehen, gibt es niemanden, der es so weit – ach, so tief gebracht hat wie Carl Stromberg.

Nicht einmal der japanische Geschäftsmann Hidetaku Tanaka, kein Schurke, sondern ein guter Freund des deutschen Meeresforschers Hans Hass. Ihm zur Freude gab Tanaka 1975 – am Rande der „Meeresweltausstellung“ in Osaka – ein Fest in seiner weltweit einzigartigen Unterwasser-Villa südlich von Tokyo. 16 Männer und Frauen aßen, tanzten und schliefen unter Wasser. Fasziniert stellte Hass fest: „Unter dem erhöhten Druck schäumt das Bier nicht, und eine gewisse Bewusstseinsveränderung findet statt.“ Und wie ging die Party zu Ende? „Das Geschirr wurde abgewaschen, die Möbel geputzt und die Unterwasser-Reinemachfrau säuberte mit einem Staubsauger die Spannteppiche.“

Grauer Alltag, der im Strombergschen Unterwasserpalast nichts zu suchen hat: prunkvoller Speisesaal, eine Art Luxus-Wohnzimmer über zwei Etagen, Fenster, durch die man die exotischsten Fische beobachten kann, dazu eine unvorstellbare Technik, die alles wie einen Eishauch umweht. Strombergs Krakenhaus „Atlantis“ ist einfach ungeschlagen cool! Wie gerne hätten wir einen Blick ins Schlafzimmer geworfen. Und in die Kinderzimmer. Und in den Wellnessbereich. Und in die Bibliothek. Und in die Küche. Und in den Keller.

Selbst James Bond hat so etwas in seiner Karriere noch nicht gesehen. Dabei ist der weltgewandte Tausendsassa wahrlich weit herum gekommen. Beim Besuch der Tiefseebehausung versucht 007 sichtlich beeindruckt, dieser Art des Wohnens auf den Grund zu gehen. Wir hören und staunen: Stromberg kommt gleich zur Sache: *„Warum versuchen wir den Weltraum zu erobern, wenn sieben Zehntel unseres Planeten noch unerforscht sind? Die Welt des Meeres.“* „Sie scheinen in der Lage zu sein, diese Zahlen zu korrigieren. Sie leben hier völlig unabhängig von der Außenwelt.“ *„Ja, ich bin so etwas wie ein Einsiedler. Ich bin immer bestrebt, mein Leben auf meine Weise zu leben und in einer Umgebung, mit der ich mich identifizieren kann. Das ist ein Privileg des Reichtums.“*

„Vermissen Sie nicht die Außenwelt?“ *„Für mich ist das hier die ganze Welt.“*

Wie schon gesagt: Ein bisschen verrückt!  
Aber ziemlich cool!



## Soylent Green, USA 1973

Regie: Richard Fleischer

**Gemäß einer Prophezeiung aus Hollywood** von 1973 werden im Jahre 2022 rund 40 Millionen Menschen in New York leben, die Hälfte von ihnen ohne Job. Leben? Abgesehen von ein paar Führungskräften sowie deren Schurken und Schergen vegetiert die Menschheit in der neblig-trüben Metropole elendiglich dahin. Jahreszeiten? Unentwegt brütende Hitze. Aufs Land flüchten? Verboten. Die Farmen gleichen Festungen. Und ein Glas Erdbeermarmelade kostet 150 Dollar.

An Essbarem verteilt die Obrigkeit lediglich ein knappes Erzeugnis, die Soylent-Kekse in Rot oder Gelb, neuerdings manchmal die nahrhafteren in Grün – „geruchloser Mist ohne Geschmack“, wie der greise Edward G. Robinson wutentbrannt schimpft, hausend in einem düsteren Loch zusammen mit Charlton Heston, der einen sarkastischen Polizisten mimt. Spärliches Wackellicht erkurbelt man sich mit dem Stehfahrrad. Ohnehin haben die beiden Glück, sind geradezu privilegiert. Die Wehklagenden, denen keine Bleibe zusteht, bevölkern das Treppenhaus, greinen, sobald man zwischen ihren Leibern die Stufen entlang klettert.

Als es eines Tages gänzlich an Keksen mangelt, bricht auf den Straßen ein Tumult aus. Protestierende werden wahllos mittels Schaufelbaggern auf LKW geladen und abtransportiert.

Heston muss einen ominösen Mordfall untersuchen. Einem Vorstandsmitglied der Soylent Corporation, dem Nahrungsmittel-Monopolisten, wurde in seiner Luxus-Suite der Schädel eingeschlagen. Der coole Bulle inspiziert das prachtvolle Badezimmer und reagiert wie ein Kind vor dem Gabentisch. „Seife! Richtiges Papier!!“ Die hauseigene Konkubine schlägt vor, ein Bad zu nehmen, solange er Lust habe. „Was? Es gibt warmes Wasser hier? Sogar heißes??“

Unterdessen enthüllt Robinson gemeinsam mit anderen Senioren, dass „Soylent Green“ keineswegs wie propagiert aus Plankton gewonnen wird. Verzagt, vollends niedergeschmettert entscheidet er sich dafür, sich in einem der Euthanasie-Zentren einschläfern zu lassen, begleitet von symphonischen Klängen und Landschaftsbildern nach Wahl. Heston, dem väterlichen Freund nachschleichend, verfolgt niedergeschlagen, doch zäh den Transport der Leichen vom Sterbeort in eine Fabrik. Das Grauen raubt einem schier den Verstand: „Soylent Green ist Menschenfleisch!“

In verfinsterten Augenblicken beschleicht den heutigen Betrachter dieses frühen Öko-Thrillers die Befürchtung, das atmosphärische Szenario wäre, die Schlusspointe ausgenommen!, mitnichten so futuristisch-phantastisch, zumindest für Gebiete außerhalb der raren Wohlstandsinseln auf diesem Globus. Gleichwohl, wider derlei Schreckensvisionen wäre mit einer Strophe des Chansonniers Funny van Dannen zu schließen: „Manche meinen, man solle leben, als wär's der letzte Tag / Das klingt nach Intensivstation, na ja, wer so was mag / Dabei würde ich mich nicht mal einen Optimisten nennen / Aber Pessimismus, Baby, muss man sich leisten können“.

HIER KOMMT NOCH EINE COLLAGE MIT  
KEKSEN REIN...

